

► **Der Klang des Wassers**
Margot Fink

Der Himmel ist am frühen Morgen von einem verwaschenen Grau überzogen. Dumpfer Donner nähert sich aus der Ferne, rollt heran, doch der aufkommende Wind nimmt das Grollen wieder mit. Er weht es über die Wellen hinweg, in den Horizont hinein. Die Regentropfen verschwinden, die Wolkenschicht wird aufreißen, so wie ich es mir gedacht habe, als die Frauen zur Arbeit kamen und es noch nach endlosem Regen aussah.

Sie versammelten sich im Innenhof des kleinen einstöckigen Bürohauses aus Lavasteinen, das auf der Straße zum Meer liegt, neben den am Boden ausgebreiteten Algen, und warteten meine Entscheidung ab. Wenn es Zeit ist, sagte ich in der Dämmerung mit fester Stimme, hört der Regen auf, und blickte die Älteste in der Gruppe herausfordernd an. Für meine Worte bekam ich ein Lächeln geschenkt. Die Frauen wissen, dass ich Recht habe. Sie vertrauen mir. In dieser Sache mit dem Regen, den Wolken, dem Wind und dem Meer, wissen sie, wie sehr ich es fühlen und voraussehen kann.

Auch wenn die Älteren genauso gut Bescheid wissen – Spuren der jahrelangen Arbeit, bei der sie gnadenlos dem Wetter ausgesetzt waren, haben sich in ihre harten, und ernsten Gesichter gegraben –, lassen sie mich entscheiden, ob wir tauchen oder nicht. Ich könnte mich irren. Die Möglichkeit besteht immer, doch bis jetzt hatte ich Recht. Ich habe es ihnen bewiesen. In den drei Sommern, die ich nun schon bei ihnen lebe und mit ihnen arbeite, hat sich jede meiner Wettervoraussagen als wahr erwiesen. Die Frauen sagen, ich hätte diesen besonderen Blick. Sie sind stolz auf mich, sprechen von dem kleinen Mädchen am Strand, das auf die tauchende Mutter wartete. Die andere Person auf diesem Erinnerungsbild erwähnen sie nicht. Auch in meiner Erinnerung ist sie in den Hintergrund gerückt, steht verschwommen auf einem Felsen. Ihr Name ist Nae-Yeon.

Im Umkleideraum machen wir uns bereit für die Arbeit. Wir ziehen die anthrazitfarbenen Taucheranzüge an und nehmen Taucherbrillen und Schwimmflossen mit zum Strand. Auf dem Weg dorthin hören wir schon die Wellen, die gegen die Felsen branden. Weicher warmer Wind, ein Vorbote der kommenden Hitze, streift unsere Gesichter.

Chang Hwa, die jüngste in unserer Gruppe, wartet am Strand mit den restlichen Geräten. Haken, Messer, Erntekörbe und Bojen, weiße Styroporkugeln, die später unsere Tauchposition anzeigen werden. Partikel der Dunkelheit hängen noch vereinzelt in der Luft, als wir uns für den ersten Tauchgang des Tages ins Meer begeben.

Bevor ich wirklich ins Wasser gehe, beobachte ich es, sehe mir seine Farbe und seine Wellen an. Es kann heimtückisch sein. Nicht vorhersehbare Unterwasserströmungen können Unglück bringen. In der Nähe der Felsen, dort wo wir arbeiten werden, ist das Wasser ganz schwarz, farblich kaum von den Felsen zu unterscheiden, und ungefähr acht bis zwölf Meter tief. Zwischen diesen Felsen arbeiten Keum Sook und ich. Wir tauchen niemals alleine ab.

Ein erwachsener Mensch macht im Ruhezustand zwölf Atemzüge pro Minute. Unwillkürlich, ohne nachzudenken. Ich kontrolliere meine Atmung, wenn ich tauche. Ich atme vor dem Abtauchen ein und benutze nur diesen Luftvorrat. Apnoe. Der Zeitraum zwischen dem Einatmen und dem Ausatmen. Mir bleiben ungefähr eineinhalb bis zwei Minuten.

Noch einmal wiederhole ich meine Atemübung, denke dabei an das Aufwachen am Morgen. An gehörte Stille. Dieses unsichtbare Lied. Mein Spiel: Ich liege ruhig mit geschlossenen Augen im Bett, während die Dunkelheit noch für einige Augenblicke an meinem Fenster verweilt, bevor sie verschwindet, und lausche den Geräuschen. Mein Zimmer liegt nah am Wasser, fast zu nah. Ich höre die Wellen, Vogelgezwitscher, ein vorbeifahrendes Auto, Wasserrauschen in den Leitungen, das Zuschlagen einer Tür, Murmeln. Beim Hören halte ich den Atem an, nehme mir eine Auszeit, bringe das Leben zum Stillstand. Ich bin ganz entspannt. Dabei sinken meine Herzfrequenz und der Sauerstoffverbrauch.

In diesem Moment spüre ich nur mehr das seltene Pochen am Hals, lasse Zeit verstreichen, bis sich die Brust weitet, um Atemluft aufzunehmen. Das ist der Augenblick, in dem das normale natürliche



Atmen wieder einsetzt und ich die Luft im Zimmer trinke. Nach und nach fügen sich andere Sinne hinzu. Ich rieche und schmecke den salzigen Geruch des Meeres, den der Wind hereinweht. Zeit für mich. Der Tag beginnt.

Durch die Wand meines Zimmers dringt das Gemurmel der Eltern zu mir. Sie sehen sich kaum. Die einzige Zeit, die sie zum Reden haben, ist die Dämmerung, bevor sich Vater auf den Weg zu den Mandarinenfeldern in der Nähe des Vulkans macht. Wenig später höre ich sein Auto starten. Ich öffne die Augen und drehe mich auf die Seite, schalte den Kassettensrecorder neben dem Bett ein. Jeden Sommermorgen, bevor die Sonne aufgeht, sich hochkämpft aus dem Meer und sich die Erde weiterdreht, erklingt Musik in meinem Zimmer.

Die Töne klingen wie Wassertropfen, die sanft auf die Erde fallen. Claude Debussy. Clair De Lune. Jeder Tastenanschlag ein Regentropfen. Die Kassette wurde im Restaurant meiner Mutter vergessen, war aus dem Rucksack eines Fremden gefallen und unter den Tisch gerutscht. Ich fand sie beim Aufräumen und steckte sie heimlich in die Tasche meiner Hose.

Wasser ist mein Element. Mul nennen wir es in unserer Sprache. Das Meer ist mein Lieblingsort. Wir nennen es bada. Man sagt, die Frauen von Jeju-do hätten ein erweitertes Lungenvolumen, deshalb tauchen auch nur sie und nicht die Männer. Eine physische Anpassung an höchst ungewöhnliche Lebens- und Arbeitsbedingungen, sagt man. Keine Ahnung, was das zu bedeuten hat. Seit Generationen, Jahrhunderten beinahe, tauchen die Frauen in meiner Familie nach Essbarem. Zwischen den glitschigen Felsritzen suchen wir mit den Messern und Eisenhaken nach Muscheln, Seeigeln, Algen oder Seeschnecken.

Auf Grund des bedeckten Himmels und des schlechten Wetters sehe ich heute kaum Touristen an unserem Felsenberg Sungsan, dem Sunrise Peak, der aussieht, als sei ein Paket vom Himmel gefallen. Bei angekündigtem schönem Wetter mit weiter Fernsicht versammeln sich genau an diesem Ort noch in der Dunkelheit die Touristen, meistens Pärchen vom Festland oder aus Japan in den Flitterwochen, hängen in Trauben am Felsen und warten aufgeregt auf die Sonne. Heute Morgen werden wir unbeobachtet arbeiten. Kein romantischer Sonnenaufgang. Das Licht versteckt sich hinter der Wolkenschicht. Keine Kameras und keine Finger, die auf uns zeigen. Die Touristenschwärme stören normalerweise die morgendliche Stille, deshalb genieße ich sie an diesem Morgen umso mehr. Mit den Augen der vielen fremden Menschen kann ich nicht wirklich umgehen. Dieses Starren. Die Ältesten von uns nehmen es überraschenderweise gelassener als ich, zucken unbeteiligt die Achseln, sagen, ich solle sie ignorieren. Sie bringen auch Geld, und sie stören unsere Arbeit doch nicht, meinen die Frauen.

Das ist mein Wasser, werfe ich trotzig ein und ernte für diese Bemerkung einen ermahnenden Blick. Sie verstehen mich nicht. Es ist mein Ort, den sie heimsuchen. Es sind meine Wellen, die gegen die Felsen schäumen und mich nach unten ziehen. Die Touristen verstehen nicht, worum es hier geht. Sie glauben, wir tauchen, um sie zu erfreuen. Manchmal habe ich Lust, sie anzuschreien, zu verjagen. Später werden sie im Restaurant meiner Mutter in der Nähe essen. Dort werden sich unsere Blicke kreuzen. Sie werden mich nicht wieder erkennen, denn sie sehen nur das Fotomotiv. Diese Fremden wissen nichts, sie bringen nur Geld.

Der Moment der Ruhe kehrt jedes Mal in mein Inneres zurück, wenn ich eintauche ins dunkle kalte Meer und es zu meiner schützenden Hülle wird. Vor dem ersten Tauchgang schwimme ich mich ein, schwimme gleichmäßig, halte den Rhythmus, lasse meinen Körper aufwachen, lockere die Muskeln, bereite die Lungen, die Augen und die Haut auf das Wasser vor. Erst dann hole ich mir die Arbeitsgeräte von Chang Hwa.

Wann der Augenblick gekommen ist, unterzutauchen, fühle ich instinktiv. Jede von uns hat eine andere Art sich auf das Element Wasser, auf die Welt unter der Wasseroberfläche und die bevorstehende Arbeit einzustellen. Die meisten halten sich noch einige Augenblicke auf den Felsen auf und verschwinden dann ohne Verzögerung im Meer, manche – so wie ich – lassen sich zu Beginn Zeit und tauchen danach ohne Unterlass. Sobald ich untertauche, erklingt Musik in meinem Kopf und eine Stimme ist zu hören, die meinen Namen ruft. Ich spüre den Widerstand des Wassers, den es zu besiegen gilt, um in die Tiefe zu kommen, und doch gleite ich scheinbar fast mühelos dahin, bin stärker als das Wasser.



Sie hätten immer gewusst, dass ich eine Haenyo werden würde, eine Meerfrau, so wie meine Ahninnen zuvor, meine Großmutter und meine Mutter, sagten die ältesten Frauen in der Gruppe, denen ich mein Ansinnen vortrug. Diese alte Tradition würde auch in meiner Familie fortgesetzt werden. Mutter war erleichtert.

„Du bist eine Haenyo“, sagte sie und strich mir in einer seltenen liebevollen Geste über den Kopf. „Nicht wie Nae-Yeon, die kann nicht einmal gut schwimmen. Du machst diesem Beruf alle Ehre.“ Bei den Worten meiner Mutter dachte ich an meine zwei Jahre ältere Schwester, die nach gescheiterten Tauchversuchen ins Restaurant gesteckt wurde und dort Touristen bediente.

Die anderen Frauen sagten ruhig: „Wir haben dich beobachtet, wie du dich in den Wellen bewegst, wie lange du ohne Sauerstoff unten bleiben kannst. Als wäre das Wasser und nicht das Land dein Lebensraum.“ Ein weicher Ausdruck schob sich über die Härte in ihren Gesichtern. Sie lachten herzlich und nickten sich bestätigend zu. Dann nahmen sie meine Hände in die ihren und erzählten mir von der Göttin des Ozeans, zu der wir nun um Muschel- und Fischreichtum beten würden. Eine Geschichte, die mir seit langer Zeit vertraut war.

Unterwassermusik. Wenn ich tauche, höre ich Töne im Kopf. Sie perlen an meiner Stirnwand, an der Haut, die sich ausdehnt, pochen daran, erklingen im ganzen Körper, versetzen ihn in Schwingungen. Wellenartig breiten sie sich aus, fremdartige Klänge summen sich durch meine Blutbahnen, massieren meine Muskeln, dehnen meine Lungen und ich strecke mich aus im dunklen Meer, löse mich auf und fühle mich sicher, solange der Geist meiner Schwester Nae-Yeon neben mir am Meeresboden weilt und mich beschützt. Bei jedem Tauchgang vermischt sich ihre Stimme mit der Musik in meinem Körper. In den Wellen kann ich mich fallen lassen. Wasser und Haut vermischen sich, Grenzen verschwinden zwischen meinem Körper und dem Wasser.

Bei jedem Tauchgang gibt es einen Punkt, an dem diese Musik in meinem Inneren zu Ende ist, das Signal für mich aufzutauchen und Nae-Yeon wieder zu verlassen. Ich schiebe das Wasser mit den Armen weg, tauche auf, dem Licht entgegen. Atemlos. Leicht. Geborgen. Das Wasser wird heller und leuchtet an der Oberfläche. Mein Körper streckt sich durch das Wasser in den Himmel. Es klingt nach dem Pfeifen einer Lokomotive, wenn ich die eingeatmete Luft wieder ausstoße. Ich spüre die Wärme der Sonnenstrahlen im Gesicht und atme tief ein. Von den anderen Frauen im Wasser dringen Laute zu mir, eine Art Fiepsen, Girren und Gurgeln. Auf diese Weise versichern wir uns, dass alles in Ordnung ist. Zufrieden werfe ich meinen Fang in den Korb: Muscheln, Algen, Seeschnecken. Später werde ich einen Teil dem Händler verkaufen, der am Vormittag bei unserem Bürohaus wartet, und den Rest zu Mutter ins Restaurant bringen.

An einem Arbeitstag komme ich auf ungefähr 200 Tauchgänge. Nach jedem Auftauchen erhole ich mich ein paar Minuten an der Wasseroberfläche. Das sanfte Schaukeln der Wellen begleitet mich dabei. Die Sonnenstrahlen gleiten über das Wasser, die Wellenkronen glitzern im Morgenlicht, gleichen einem Meer von funkelnden Diamanten. Der Tag hat begonnen.

Ich habe niemandem das Geheimnis erzählt. Alle denken, es war ein Unfall. Ich weiß es besser. Ich weiß, dass Nae-Yeon sich hatte ins Wasser fallen lassen. Vom Ende des Stegs aus. Sie stand dort schon eine Weile, starrte in die Wellen. Ich beobachtete sie, rief ihren Namen, als ich spürte, sie würde gehen. Kurz wandte sie mir den Kopf zu, irritiert, dass ich hier war, sie meine Stimme hörte. Einen Moment war mir, als würde sie zögern. Ihr Blick erreichte mich. Er war klar, und dann war da ein kleines Flackern, eine winzige Unruhe darin zu erkennen. Doch dieser Blick verschwand so schnell wie er gekommen war. Ausdruckslosigkeit kehrte in ihre Augen zurück, und sie ließ sich fallen. Nochmals rief ich ihren Namen, schrie: „Nae-Yeon, nicht!“ Vergeblich. Sie war verschwunden. So schnell ich konnte, lief ich an das Ende des Stegs, bremste mich ein, verlor beinahe das Gleichgewicht – meine Zehen standen gefährlich über den Stegrand hinaus – und starrte in das blauschwarze Wasser. Von Nae-Yeon war nichts mehr zu sehen. Meine 16jährige Schwester war verschwunden. Sie habe immer schon einen der Welt abgewandten Blick gehabt, abwesend, nach innen gekehrt, sagten die Leute auf der Insel später. Sie wirkten nicht überrascht, sie sagten, wahrscheinlich war sie wieder einmal in Gedanken versunken gewesen, hatte nicht aufgepasst, war ausgerutscht und ins Wasser gefallen. So wird es gewesen sein, sagten sie alle. Ich schwieg und wünschte mir, Mutter hätte niemals ihr Restaurant an jenem Tag geschlossen, damit wir gemeinsam mit unseren Verwandten einen Ausflug auf die Nachbarinsel U-do hatten machen können. Ich wünschte, Nae-Yeon und ich wären niemals

alleine nach draußen gegangen, weil uns das Feiern und Trinken der Erwachsenen im Hafenrestaurant gelangweilt hatte.

So wie bei all den Tauchgängen zuvor entschlief ich mich auch beim letzten Untertauchen, wieder nach oben zu gehen und aufzutauchen, mich zurückzuatmen ins Leben und nicht der Stimme in mir, dem Geist zu folgen. Die Frauen erwarten nichts Anderes von mir, lächeln mir zu, als wollten sie mir sagen: Gute Entscheidung.

Schweigend breiten sie ihre Geräte und Anzüge zum Trocknen auf den tintenschwarzen Felsen aus. Die Sonne wärmt unsere vom Wasser durchdrungene Haut. Von meinen nassen Haaren fallen Tropfen auf meine Füße. Mi-jeong schenkt grünen Tee aus der Thermoskanne aus und reicht mir eine Tasse.

Wenn meine Arbeit im Wasser zu Ende ist, beginnt Mutter im Restaurant sich auf die Gäste vorzubereiten. Sie deckt die Tische, Herr Kim bringt das Gemüse vorbei, sie sprechen ein wenig über dieses und jenes, während Mutter schon ungeduldig in Richtung Meer blickt, darauf wartet, dass ich mit den Meeresfrüchten komme.

Ich sitze jedoch noch am Felsen mit Keum Sook. Sie erzählt mir von ihrer Mutter, die trotz schlechten Wetters mit dem Boot ein Stück hinausgefahren und gekentert ist, als Keum Sook noch sehr jung war und mit dem Tauchen gerade erst begonnen hat. Sie zeigt hinaus aufs Meer und sagt, es gibt für diese Seelen einen Platz dort, und die Ozeangöttin würde ein Auge auf sie werfen. Diese Geschichte erzählt sie mir immer wieder einmal. Ihre Stimme klingt dabei stark und lebendig, auch wenn ihr Gesicht müde ist. Ich verstehe sie, schenke ihr ein Lächeln und starre dann in den unendlich blauen Himmel hinein. Die Morgenluft trägt die Sonne, ein Flugzeug kriecht auf den Horizont zu und verschwindet in der Welt dahinter.

